

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 11 (1907)

Artikel: Agasia und der ihr Bestimmte [Schluss]
Autor: Durante, U.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-576400>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Heiland.

Ich bin die Flamme, die kein Wind verfehrt,
Die teure Blut, die willig wiederkehrt,
Ein heißer Tau, der in die Winter quillt,
Der Ströme Strom, der in den Sphären schwillt,
Der Scholle Kraft, des Saatforns Kampf und Not,
Des Lebens Leben und des Todes Tod.
Ich bin die Sehnsucht und das Licht der Zeit,

Die ewige Weisheit aller Ewigkeit,
Der Wolke Weg, des Vogels Wanderdrang,
Der Meere Brandung und der Sterne Gang,
Der Donner Stimme und der Blitz der Nacht,
Des Regenbogens siebenfarbene Pracht,
Der Kronen Krone und der Ruhe Ruh
Und dräng dir, Seele, meine Liebe zu.

Victor Hardung, St. Gallen.

Agafia und der ihr Bestimmte.

Eine Swjattigeschichte aus Rußland von A. Durante, Freiburg.

Nachdruck (ohne Quellenangabe)
verboten.

(Schluß).

Der „Sjotischelnik“ (24. Dezember) war herangekommen. An diesem Tage, wo Familienglieder und Sippsgenossen sich in Agafias „Ghata“ versammelten zum Liebesmahl „unterm Sterne“, sollte die Verlobung zwischen Taras und Agafia vor sich gehen. Agafia hatte ihren Willen durchgesetzt; nie und nimmer würde sie ihren Taras nun hingeben. In der Verwandtschaft, in der Sippschaft und im Dorfe hatte es viel Kopfschütteln, viel Gerebe abgegeben darüber, daß das stillste Mädchen im Dorfe nicht einen ehrenhaften, gewichtigen gutgestellten Mann, sondern einen „Bosffja“, einen Barfüßer, ohne Anhang und Vermögen zum künftigen Manne erkor. Dem Taras durfte aber keiner was in die Augen sagen; so arm und allein er auch war, umwob ihn doch ein geheimnisvoller Hauch, ein Etwas, das ihn von den andern Burschen sonderte. Sie flüsterten ab und zu, er sei vom Schicksal „gezeichnet“, daher der wehmutsvolle tiefe Blick und die zusammengekauerten Brauen. Man wußte nicht, wer seine Eltern waren. Soldaten hatten ihn während des Krieges in einem verlassenen Dorfe aufgefunden und heimgebracht in ihr Dorf. Sonst konnte nicht der mindeste Vorwurf ihn treffen. Unberechenbar ist solch ein Mädchen, dem es gegeben ist, seinen eigenen Willen haben zu dürfen: würde es durch Taras zur Vernunft gebracht, wenn er einmal der „Mann“ sei, fragten sich die Muschiks, denen es ein Arges schien, daß ein Mädchen derart über sich selbst verfüge.

Tiotja Awdotja hatte an diesem Tage in Haus und Hof, in Stube und Küche gewaltig viel zu tun. Agafia und deren Gespielfinnen halfen tüchtig mit, mußten aber manch Scheltwort mit in den Kauf nehmen, da junges, übermütiges Volk nicht immer Taugliches leistet.

Die Stube war stark geheizt, der Boden mit schönem frischem Sand bestreut, um die Heiligenbilder in der rechten Ecke hingen bunt ausgestickte Handtücher, in die Ampel war frisches Del gegossen worden. Der große Tisch nahm einen guten Teil der Stube ein; er war gedeckt mit weißem Linnen; unter das Tischtuch hatte man eine dünne Schicht Heu gelegt, zur Erinnerung an den Stall zu Bethlehem, in dem der Heilandsknaue an diesem Abende gelegen.

In Tulups und schweren Stiefeln kamen die Muschiks einer nach dem andern herein, die „Babas“ und Mädchen in ihren „Kazaweika“¹⁾ und warmen Tüchern um den Kopf; denn draußen knisterte der Schnee und fror es, wie es um diese Zeit zu frieren pflegt. Djadja²⁾ Gerasim und Gebatter Zere mei kamen von weiterher mit Schlitten angefahren. Es waren gewichtige Männer und führten gute Dinge mit sich: Ferkel und Gebäck, Schinken, Metb und Wodka. All dies wurde sorgsam, mit Ehrerbietung, in die Küche geschafft.

1) Kurze Pelze. 2) Onkel.

War nicht jeder mit der Verlobung einverstanden, so war es doch ergötzlich, die zwei Liebenden zu schauen; denn sie paßten, was Wohlgefälligkeit im Äußern anbetraf, so gut zu einander wie das Auge zum Auge. Darüber waren fast alle ernsthaften Muschiks einig; die Frauen gaben nicht so leicht nach, besonders die Ältern nicht, weil manche von ihnen die Agafia für ihren Sohn oder ihren Großsohn oder ihren Täufling gerne gehabt hätte und sie dem Taras nicht gönnte. Es lag aber kein Grund vor, sich bei Essen und Trank heute etwas abgehen zu lassen von wegen des Aergeres, im Gegenteil! Ein guter Schluß und ein schmachtender Bissen halfen über vieles hinweg.

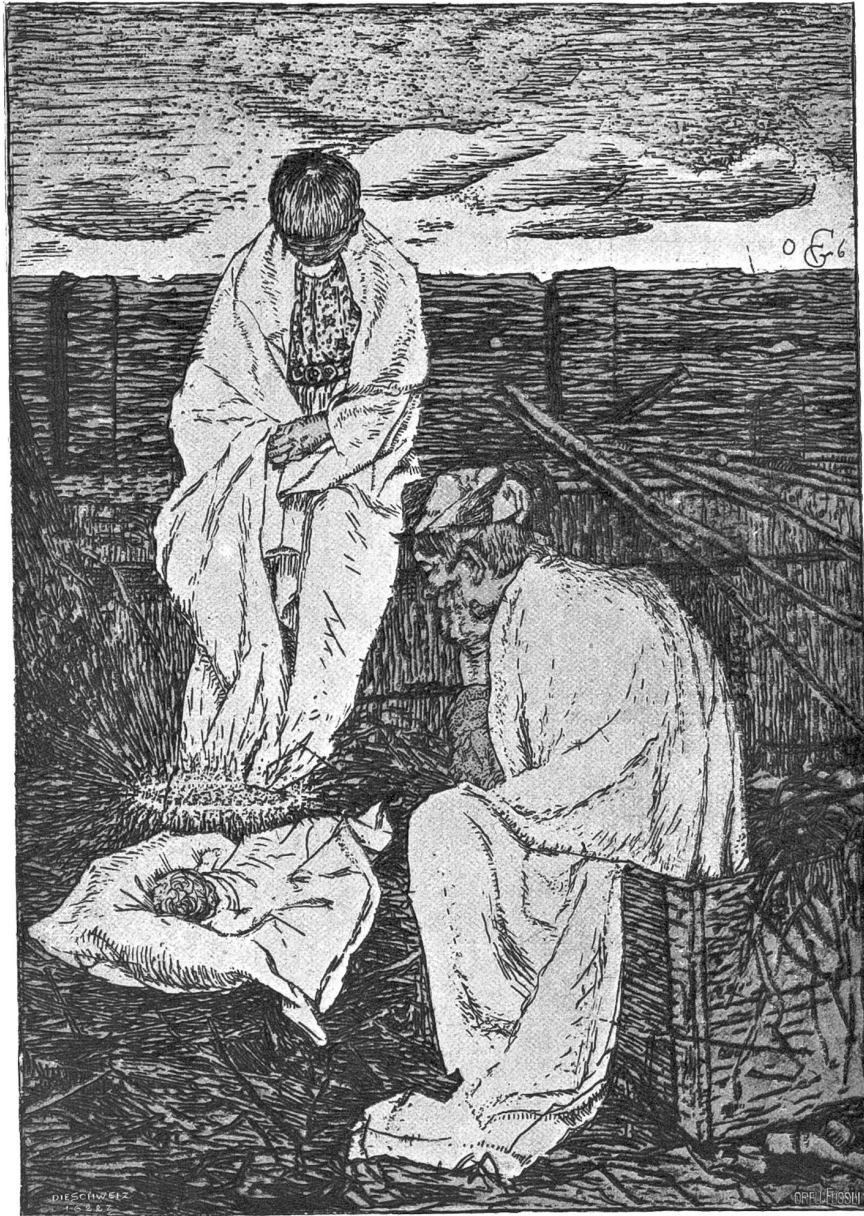
„Batjuscha“³⁾ kommt, hieß es plötzlich. Ein verstärktes Scharren mit den Stiefeln im Hausflur und ein verstärktes Stimmengewirr; dann betrat der alte Pope die Stube, mit ihm der Diakon und die Diakonscha. Die Popadja wäre auch mitgekommen, hätte sie nicht vor einem Jahre, infolge eines Festessens während der „Swjalki“, das Zeitliche gesegnet. Eine weisevolle Pause trat ein; der Pope räusperte sich, der Diakon auch, dann blinzte er Agafia und Taras an — denn an solchen einträglichen Tagen pflegen Popen bei heiterer Laune zu sein — und hieß sie vortreten vor die Heiligenbilder. Der langhaarige Diakon, der mit Ueberflacht des Tisches beschäftigt war, überbrachte jetzt dem Popen die Ringe, die Awdotja auf einen schönen Teller gelegt hatte. Der Pope sprach Gebete über dem Diener des Herrn, Taras Smeljanowitsch, und der Dienerin des Herrn, Agafia Semenowna, steckte jedem von ihnen den Ring an den Finger und erklärte sie für anverlobte Brautleute. Drauf küßten sie sich, dreimal, wie es Brauch ist.

Einige Alte raunten sich zu: „Meinem Herzen ahnt es, hier wird nicht alles stimmen!“ und bekreuzten sich.

Nachdem man beratschlagt hatte, ob der „Stern“ wohl aufgegangen sei, und der Pope dies bejaht, ging man daran, sich zu Tische zu setzen. Awdotja, als älteste Frau des Hauses, als „Chosajka“, nahm eine Handvoll der Opferspeise des Tages, der „Kutja“, und warf sie in den glühenden Ofen, daß es aufzischte. Sie brachte damit dem alten Gotte ein Opfer, wie man es von alters her getan; ihn durfte man nicht umgehen, in den ihm von jeher geweihten Tagen seinen Zorn nicht herausbeschwören.

Jetzt setzten sie sich. In mächtigen Schüsseln lag aufgetürmt die traditionelle „Kutja“, ein geweihtes Gericht aus Weizen und Honig oder Reis und Honig. Heute am „Sjotischelnik“ wurde es aufgetragen: gingen einst die Brautleute in die Kirche zur Trauung, so würde ein Knaue das Gericht ihnen vorantragen, und ging es einst zur letzten Ruh, so begleitete sie abermals die „Kutja“, voran das Kirchenbanner, darauf das geweihte Gericht, zuletzt die Totenbahre. Nebst der „Kutja“

3) „Bäterchen“, hier der Dorfpope gemeint.



Meditation.

Nach der Radierung von Franz Gehri, Münchenbuchsee.

waren viele Schüsseln da mit Kompott aus getrockneten Früchten, ferner Eingemachtes mit Honig und Weizen mit Zuckerwasser übergossen. Die Frauen trugen auch mancherlei Fischgerichte auf. Als Getränk gab es Mandelmilch. Alles war streng geordnet nach den Ueberlieferungen; denn der Speisefuß wird strenge befolgt während der „Swjatti“ bis zu Epiphantias.

Es war draußen ganz dunkel geworden; bald würde es Zeit sein, den Weg in die Kirche einzuschlagen, zur Liturgie des heiligen Wassili des Großen, die am „Sjotschnit“ abgehalten wird.

Vor der „Chata“ ließ sich Kindergefang hören; darauf klopfte man am Tor. „Sieh' da, die Kinderchen mit dem Stern!“ Sie kamen herein in die warme Stube, Knaben und Mädchen, mit von der Kälte rosigem Wangen und Schneeflocken im Haar, und stellten sich gravitätisch auf bei der Tür, bevor sie ihren Weihnachtssang anstimmten. Zuvorderst stand der Knabe, der den Stern tragen durfte. Der war sehr groß, aus Goldpappe, durchsichtig in der Mitte und dahinter eine Vorrichtung, sodaß ein Lichtlein angesteckt werden konnte. Die Kindlein priesen in uralten Christzeitliedern die Geburt unseres Heilandes: „Roshdestwo slawim Jissussa Christa, sspassitelja nashewo“ — doch ein Klang aus noch grauern Zeiten drang mit, wie sie von einem alten, dem Christentum fremden Gott sangen. Darüber aber dachte nie ein Mensch nach, auch der Pope nicht. Wer hatte die alten Lieder zusammengereimt? So hatte man sie seit Urzeiten gefungen.

Die Glocken läuteten den hohen Feiertag ein; Batjuscha sprang auf, betete hurtig das Tischgebet ab vor den „Ikona“ und nahm Abschied. Auch die Brautleute standen auf; sitzsam nebeneinander stehend ließen sie Verwandte, Sippenossen und Freunde mit Dankerweisungen an sich herankommen und dann den Weg nach der Kirche antreten. „Gospodi blagoslowi, Herr, gib deinen Segen!“ hieß es nun. Dann gingen sie hinaus in den Winterfrost, der hellerleuchteten Kirche zu — — — —

II.

Sie waren ausgezogen, das Glück zu finden:
Das Weh der Kussenerbe hat sie bezwungen.

Agafia gab dem Taras das Geleite bis an die Stelle am Waldsaume, wo sie damals gestanden, als das Feuer der Liebe sich ihnen beiden offenbarte. Heute war der Tag nach der Wasserweihe; bitterer Frost umfakte das Erdall mit eiserner, erbarmungsloser Gewalt. Hier nahmen sie Abschied von einander.

Taras ging nach der Gouvernementsstadt. Er hatte darauf bestanden, das Dorf zu verlassen, bis er zurückkehren könnte mit einem ersparten Rubel, um Hochzeit zu feiern. Agafias Bitten ließen seinen Entschluß nicht wankend werden; zu mächtig sprach das Ehrgefühl in ihm. Eben bot sich eine Gelegenheit, einige hundert Rubel auf ehrliche Weise zu erwerben. Gewatter Jeremei half ihm dazu. Er war viele Jahre hindurch beim Gouverneur Aufschließer gewesen, als Vertrauensmann bei der Erzellenz gut angeschrieben. Vor einigen Tagen war er nun nach der Gouvernementsstadt gefahren leidiger Kanzleigeschichten wegen, und da wurde ihm von Erzellenz in eigener Person der Auftrag gegeben, er möge einen Burschen finden, dem volles Vertrauen geschenkt werden dürfte. Des Gouverneurs Leibkutscher war eben entlassen worden, weil er stark im Verdachte stand, mit Revolutionären und „Bombisten“ in geheimer Verbindung zu stehen. Pokrowka gelte als eines der Dörfer, woselbst die „Agitatoren“ noch nicht Fuß gefaßt hatten. Ob Jeremei daselbst einen intelligenten, stattlichen Burschen kenne, der dazu mit Pferden umzugehen wisse. Ja, Jeremei kannte einen solchen.

So kam es, daß Taras vorrückte zum Leibkutscher des Gouverneurs. Solcher Posten bringt mit sich eine Sonderstellung unter dem Gesinde eines hohen Hauses. Taras stieg in den Augen derer aus Pokrowka um viele Sprossen höher, und das wollte er. Zu Pokrow, am 1. Oktober, würde dann Hochzeit gefeiert werden — — — —

Von Zeit zu Zeit kam aus der Gouvernementsstadt ein Blättchen herübergeflogen nach dem stillen Steppendorf. Taras

schrieb, es gehe ihm gut, er sei guten Mutes, lege Rubel zu Rubel beiseite, bekomme einen gar schönen Lohn, dazu Trinkgelber, wenn irgend eine hohe Persönlichkeit eintreffe. Viele Grüße an die Sippen und Dorfgenossen wurden zugesandt. Auch möchte er bald vernehmen, wie es seinem Töbchen, seiner Seele ergehe. — Awdotja pflegte zurückzuschreiben, es grüße ihn Awdotja Petroowna, es grüße ihn Jeremei Panteleitsch, es grüße Jewgraf Panteleimonitsch, es wünsche ihm alles Gute Jakof Iwanowitsch, es grüße und wünsche ihm alles Gute „Väterchen“ und Matuschka Diatschika und so fort, eine Seite lang. Sie sei guter Dinge und gesund, Gott sei gelobt; aber ein Mutterchwein sei krepirt in der ersten Fastenwoche, doch viele Gänse würden aufgekauft. Sie gebe ihm auch zu wissen, sie denke an ihren lieben „Falken“ und erwarte ihn dereinst mit Freuden.

Daß ihr Herz in Sehnsucht und sonst nie gekannter Wehmut nach ihm bangte und Sorgen den sonnigen heitern Sinn umwölkte, das schrieb sie ihm nicht. Ach, es wurde so sehr viel erzählt von all dem, was in Mütterchen „Musi“ geschah, wie unruhig es bereits auch in ihrem Gouvernement und insbesondere in der Gouvernementsstadt zugeht! Der Pope hielt sich eine Zeitung und las daraus vor, lauter Dinge, die einen mit Grauen und Schrecken erfüllten. Unter den Bauern gab es im stillen manch Gerede von wegen des Gouverneurs: er sei unbeliebt, man trachte ihm nach dem Leben, er schlafe in einem gepanzerten Zimmer, seinem Hund hätte man Drohbriebe an den Schwanz geheftet, und lauter Schauer märchen solcher Art.

Er, der Taras, schrieb ihr auch nicht, welche Vorsichtsmaßregeln in der Umgebung des Gouverneurs getroffen werden mußten, um tagtäglich die schwebende Gefahr möglichst abzuwenden, schrieb nicht, daß sie stets unter Eskorte ausfuhr, oft im geheimen andere Wege einschlagend, wie gehektes Wild, das den Verfolgern zu entrinnen sucht; er sagte ihr nicht, auch ihm sende man Drohbriebe zu und habe ihn zum Verräter machen wollen. Nein, er würde auf seinem Posten ausharren, wollte, mit Geld in der Tasche, etwas vorstellen, wenn er zurückkäme, seine Agafia als Weib zu begrüßen — — — —

In Pokrowka auf dem Platze vor der Schenke umstanden sie den Popen und steckten bestürzt die Köpfe zusammen, bekreuzten sich und seufzten. Der Pope las die Zeitung, die „Gouvernements-Nachrichten“, laut, jede Silbe deutlich abrundend, daß die Bauern ja alles verstehen konnten. Darinnen stand gedruckt: „Eine unerhörte blutige Missetat, wie ihrer zu viele in unserer antichristlichen schweren Zeit auf der von Gott heimgesuchten russischen Erde vor sich gehen, bringt Entsetzen und Trauer über unsere Gouvernementsstadt. Als seine Erzellenz, unser Gouverneur, Generalmajor Masufow gestern nachmittags um zwei Uhr nach dem Militärgericht fuhr, wurde bei der Nikolaikirche von einem Schlitten aus eine Bombe unter seinen Wagen geschleudert und plagte mit ungeheurer Gewalt. Der Gouverneur wurde schwer verletzt, aber einstweilen noch bei Leben unter den Trümmern seines Wagens hervorgezogen. Auf der Stelle tot waren sein Kutscher Taras Smeljanowitsch Soldatenko, und ein Kosak, Agafou Smerdji. Die Verbrecher konnten entweichen; doch mehrere verdächtige Persönlichkeiten, darunter zwei Jüdinnen, sind verhaftet worden. . .“

Als Agafia die Nachricht vernahm, schrie sie nicht auf, klagte und jammerte nicht, beweinte nicht einmal laut den Toten, wie es doch Sitte ist, wenn einer, der einem nahe steht, gestorben ist. Doch, wo war der Sonnenschein geblieben, der losend seine Strahlen um das Köpfchen wob, wo ihr heiterer, sorgenloser Sinn, der Zauber ihrer jugendlichen Fröhlichkeit? Die Augen waren so seltsam groß geworden und starrten vor sich hin, als gehe sie einem Gesichte nach und suche jemanden.

Es wurde der Tiotja Awdotja himmelangst, als sie dies gewahrte; sie meinte zu den Frauen, hier sei von Anfang an nicht alles beim Nichtigten gewesen, ob wohl der Böse nicht

seine Hand im Spiel habe, ihr herziges Kind zu verderben, daß ihr noch mehr Leid geschehe.

Als der Andreastag wieder über Land zog, ging Agafia zum Popen und beichtete. Dies befestigte die Leute in ihrem Glauben, sie habe etwas Schweres zu tragen.

Am Jahrestage ihrer stillen Verlobung im Walde, da schlug sie abermals den Weg dahin ein. In unermesslicher Weite ein Schimmern und Glitzern überm Schnee, wie damals, als sie beide jauchzend mit ihrem jungen Glück dahinwandelten, Hand in Hand! Agafia blieb stehen unter einer mit silberblitzendem Reif geschmückten Birke, umschlang sie mit ihren Armen, und sehnsuchtsvoll schweifte ihr Auge nach der Landstraße hin, woher Taras einst gekommen. Ihre ganze Seele drängte nach ihm, rief nach ihm. Es könnte nicht anders sein.

Er mußte kommen. Sie wußte es besser als die andern, ihm fremden Leute. Sie wartete und wartete, in waches Träumen versunken. Lange, bläuliche Abend Schatten krochen langsam heran von der Steppe her bis in den Wald, bis zu dem einsamen Mädchen, das nach ihrem „Bestimmten“ ausschaute; Schneeballen fielen weich von den Zweigen auf ihre Achsel herunter; der Reif umhüllte sie lachte und eifig kalt.

Da kam er, der ihr Bestimmte, und holte sich die Braut heim. War es Taras oder der Neffe Frost, der damals in der Mitternachtsstunde, als die Geister Agafias „Chata“ umkreisten, am Mädchen Wohlgefallen gefunden? ... Der Schnee streute unaufhaltsam seine Sterne über die entseelte Braut, die Nebel ballten sich zu seltsamen Gestalten — — — — —

Ein ständiges Marionettentheater in der Schweiz.

Mit fünf Abbildungen.

Kaum einmal wird man von der Darbietung eines Berufs-theaters einen andern Eindruck als den der Unzulänglichkeit heimnehmen. Sein Charakter eines geschäftlichen Unternehmens widerspricht immer wieder der in so manchen geduldrigen Stein gemeißelten Erklärung, im Dienste der Künste zu stehen. Verloren und verkommen, wie es sich dem Einsichtigen darstellt, ist es noch am erträglichsten dort, wo es kein Hehl daraus macht, mammonistischen Interessen zu dienen, und sich offener als eine Stätte gibt, an der eine durch sich selbst gelangweilte Gesellschaft etliche Stunden mit einem gewöhnlichen oder auch gemeinen Vergnügen totzuschlagen vermag. Man schaue sich die Masse der Direktoren und ihrer Schauspieler darauf an, was sie für ihren Beruf mitbringen, man untersuche die Verwaltungen auf ihre Zusammensetzung, auf ihre Absichten und ihre Fähigkeiten, und man müßte mit einem unbesserlichen Optimismus behaftet sein, wollte man nach all den zur Ordnung gewordenen Täuschungen und Enttäuschungen noch Hoffnungen hegen. Solange man nicht die Axt an die Wurzel legen, die faule Pflanze mit Stumpf und Stiel ausrotten und ein völlig Neues pflanzen kann, solange wird das Geschäftstheater nicht nur bleiben, was und wie es ist, sondern noch tiefer sinken.

Vor diesem Geschäftstheater hat das Puppentheater zunächst den Vorzug, daß es die Schauspieler von der Szene verweist. An die Stelle einer zusammengewürfelten Schar, unter der anmaßende und unwissende Burlesken und eitle Frauenzimmer vorherrschen, setzt es Figuren, die jederzeit bereit sind, einem Willen zu gehorchen, und dabei nach der Laune ihres Herrn über die Naturgesetze hinaus, von lastender Erden Schwäche befreit, ihre Schritte in ein Reich der Wunder zu tun vermögen. Eine liebliche Freiheit ist gegeben; durch Himmel und Hölle vermag hier die Phantasie zu wandeln, und keine Schranke ist dem Lebendigerwerden ihrer Gestalten gesetzt. Hier vermag sich alles zu tummeln, was sie zu schaffen vermag. Ihre Träume können hier in zarten und in ungeheuerlichen Gebilden zu einer Wirklichkeit werden, wie sie das ungefüge, grobe und plumpe Berufs-theater nie zu erreichen vermag.

Es ist nicht von ungefähr, daß sich gerade in den letzten Jahren auch in Deutschland Schriftsteller und bildende Künstler zusammengetan haben, um diese feinen Vorzüge des Puppentheaters einem weitem Kreise darzutun. Auf der bairischen Landesjubiläumsausstellung zu Nürnberg im vergangenen Jahre

konnte man ein solches Theater bewundern, dessen Figuren von Jakob Bradl geschnitten und von Fräulein Lehmann ge- kleidet waren, dessen Dekorationen von Alexander Salzmann herrührten und dessen Bühne das letzte Werk des ausgezeichneten Lautenschläger war. Mit diesen hatten sich Paul Braun, Ignatius Taschler, Adalbert Niemeyer und Robert Engels vereint, um ein Theater zu schaffen, das zum Entzücken der Zuschauer zunächst aus dem Schatze, den Franz von Pocci in seinem „Lustigen Komödienbüchlein“ gespeichert hat, etliche Stücke spielte. Die Münchner konnten an die Tradition ihrer Pariser Genossen anknüpfen, wo treffliche Künstler die feinsten Möglichkeiten im Puppenspiel zu verwirklichen verstanden, und zudem besitzt schon seit langen Jahren ihre Heimatstadt ein ständiges Marionettentheater, das sich eines ausgezeichneten Rufes erfreut. Ein Generalmajor Karl Wilhelm von Heydeck, der 1861 gestorben ist, hatte zur Freude eines kleinen Kreises ein Minia- turtheater geschaffen, welches Kunstwerk beim Verkauf in die Hände des Altmeisters Josef Schmid gelangte. Und dieser schuf, so ausgerüstet, ein stehendes Marionettentheater, das am 5. Dezember

1858 mit einem Prolog Poccis und dessen romantischem Zauber- spiel „Prinz Rosenroth und Prinzessin Lilienweiß“ eröffnet wurde. Schmid, heute ein hoher Achtziger, hat mit bewunderungswürdigem Eifer an der Vervollkommenheit seines Theaters gearbeitet. Seine Figuren und Dekorationen sind das Werk trefflicher Künstler, und ebenso sind alle technischen Er- rungenenschaften unserer daran so reichen Jahre seiner Bühne zugute gekommen. Für die Führung der Puppen und für ihre Rede hat Schmid dazu ein unvergleichliches festes Ensemble geschaffen. Diese Münchner Bühne ist das Vorbild für eine derzeit in St. Gallen bestehende gewesen. Hören wir darüber ihren Urheber, Herrn Hermann Scherrer: „Mit München geschäftlich eng verwachsen, hatte ich das Bedürfnis nach geistigen Erholungen und entdeckte so eines Tages den Jung- brunnen der Kinderwelt, das Marionettentheater von Papa Schmid. Das ist etwas für unsere St. Gallerchen, sagte ich mir, die Schwierigkeiten nicht ahnend, die mir die neue Grün- dung bereiten sollte. Papa Schmid, an den ich mich um Rat und Hilfe wandte, gab mir in liebenswürdigster Offenheit und mit trefflichem Humor zu verstehen, daß ich nicht der einzige sei, der bei ihm schon angeklopft, daß ich aber der



DIESCHWEIZ
16388

ORELLFUSLI

Erziehungsrat Hermann Scherrer
(Phot. Pompeati & Meyer, St. Gallen).